

MUTHEA

Bundesvereinigung deutscher Musik- und Theater-Fördergesellschaften e.V.

6. Mitgliederversammlung

Öffentliche Podiumsdiskussion:

Die identitätsstiftende Bedeutung der Theater in einem Europa der Regionen

Leitung: Dietrich Fischer, 1. Vorsitzender MUTHEA

Datum: 15. Mai 2004

Ort: Theater Görlitz

Zeit: 15.00 – 17.00 Uhr

Teilnehmer:

Dr. habil. Edward Bialek, Universität Breslau
Dr. Michael Wieler, Intendant Theater Görlitz
Milan Horáček, Heinrich-Böll Stiftung, Prag
Prof. Dr. Matthias Vogt, Inst. für Infrastruktur in Sachsen

Schriftenreihe Band 6

Mit Unterstützung der Robert Bosch Stiftung

Herr Fischer:

Guten Tag, meine sehr geehrte Damen und Herren, liebe Theaterfreunde, die Sie von weit her gekommen sind und die Sie aus dieser schönen Stadt Görlitz zu uns gestoßen sind. Ich darf Sie namens der MUTHEA sehr herzlich an diesem Nachmittag hier in dem schönen Theater Görlitz begrüßen. Und ich stelle fest, wir sollen uns hier heute auf dem Podium unterhalten über das Thema: Identitätsstiftende Bedeutung der Theater in einem Europa der Regionen.

Was anderes können wir heute diskutieren, 14 Tage nach der Erweiterung hier an der alten Grenze zwischen Deutschland und Polen, an der Neiße? Ich werde das nicht alleine tun müssen, Gott sei Dank, ich habe Helfershelfer, und die sollte man zunächst einmal vorstellen. Ich würde sagen, da wir uns eben auch zum Teil selber kennen gelernt haben, wäre es vielleicht ganz gut, wenn diejenigen, die auf dem Podium dabei sind, sich einmal selber vorstellen. Fangen wir mit dem Hausherrn, ganz links von mir aus gesehen, an.

Herr Dr. Wieler:

Ja, mein Name ist Dr. Michael Wieler, wie Sie auf dem Schild sehen. Ich bin seit 1999 Intendant hier am Haus, war vorher bereits 5 Jahre in Sachsen tätig, habe die Sächsische Elblandphilharmonie geleitet und bin jetzt in meiner fünften Spielzeit hier und freue mich vor allen Dingen, an diesem sehr spannenden Prozess der grenzüberschreitenden Theaterarbeit teilnehmen zu können, ihn wesentlich mitgestalten zu können; denn ein solches Theater, was über 40 Jahre nur ein Einzugsgebiet von 180 Grad hatte, auf der deutschen Seite, hat natürlich jetzt die Aufgabe, wieder zum Mittelpunkt dieses urbanen Gebildes Görlitz-Zgorzelec zu werden und auch neue Angebote zu schaffen, mentale Grenzen zu überwinden. Und da ist Kultur, dazu ist das Theater, in besonderer Weise geeignet, und ich denke, dass ich mit meinem Team dafür hier auch in der Stadt eine gewisse Anerkennung bereits gefunden habe.

Herr Fischer:

Danke schön. Zu meiner Linken direkt, ich versuche, das jetzt richtig auszusprechen, Herr Dr. Eduard Bialek aus Breslau, bitte schön.

Herr Dr. Bialek:

Ich heiße Eduard Bialek, komme aus der Odermetropole und bin seit 20 Jahren Mitarbeiter des Germanischen Instituts der Universität Breslau und bin im Institut für neuere deutschsprachige Literatur zuständig, gebe eine Zeitschrift heraus, die seit einigen Jahren sich als germanistische Zeitschrift versteht. Und was ich noch sagen könnte: Ich gebe auch eine Buchreihe heraus, die heißt: Deutschland verstehen. Es sind bereits zwei Bände erschienen, auf die ich besonders stolz bin, einer von Prof. Damowski, einem Deutschlandkenner und Germanisten aus Posen, und eines von dem Direktor des polnischen Kulturinstituts in Leipzig, Herrn Woitizki.

Herr Fischer:

Danke. Zu meiner Rechten: Herr Prof. Dr. Matthias Theodor Vogt. Ganz einfach auszusprechen, ich hoffe, es war richtig.

Herr Prof. Dr. Vogt:

Ja, und der Herr Bialek eng verbunden sein wird, weil wir in 14 Tagen gemeinsam ein Kolloquium beginnen werden, bei dem Herr Bialek einer der Senior Fellows sein wird. Das ist der Versuch der Wissenschaft, exakt das Thema von heute zu bearbeiten.

Was mich betrifft, komme ich aus einer frankophonen Region, aufgewachsen in Freiburg, studierte in Paris, promovierte in Berlin, bin in Görlitz tätig an dem ersten deutschen Lehrstuhl für Kulturpolitik-Wissenschaften und sowohl in Prag als Gastprofessor als auch in Breslau tätig. Das heißt, das heutige Thema, das ist genau mein Arbeitsschwerpunkt.

Herr Fischer:

Jetzt kriege ich Herzklopfen, aber ganz rechts außen sitzt Herr Milan Horáček.

Herr Horáček:

Ja, ich komme jetzt momentan aus Prag, aber über einen Umweg. Der Umweg war nach '68 in das politische Exil in die Bundesrepublik, wo ich erst einmal in der Exilarbeit tätig war, mit Menschen wie Heinrich Böll und Joseph Beuys, Rudi Dutschke, in Frankfurt Cohn-Bendit und Joschka Fischer, kam dadurch immer mehr in die deutsche Innenpolitik, habe auch die Grünen mit gegründet; war für die dann als erster Fremder im Deutschen Bundestag und nach '89 dann wieder zurück in Prag in einem Beratergremium von Konsultanten bei Präsident Václav Havel. Jetzt zur Zeit leite ich die Heinrich Böll-Stiftung, das Büro in Prag. Speziell für dieses Gebiet wurde ich aufgestellt von den bundesrepublikanischen Grünen als Kandidat für Sachsen-Anhalt für die Liste zur Europawahl.

Herr Fischer: Danke schön.

Wer hier oben nicht auf dem Podium sitzt, das ist der Geschäftsführende Direktor Rolf Bolwin des Deutschen Bühnenvereins. Er hat mir aber mit seiner Absage einen sehr schönen Brief geschrieben. Der eignet sich hervorragend als Einstieg für diese nachmittägliche Diskussionsrunde, und deshalb mache ich es mir einfach und lese den Brief vor.

„Lieber Herr Fischer, ganz herzlich danke ich Ihnen für Ihre Einladung zu Ihrer oben genannten Veranstaltung. Zur gleichen Zeit findet leider die Hauptversammlung des Deutschen Bühnenvereins in Regensburg statt. Deshalb kann ich keinesfalls nach Görlitz kommen. Dies bedaure ich, ist doch gerade die EU-Erweiterung ein wichtiges Thema, vor allem für die Theater der Beitrittsländer. Dort ist man in vielerlei Hinsicht noch nicht auf die sich aus der EU-Zugehörigkeit ergebenden rechtlichen und tatsächlichen Veränderungen eingestellt. Die Vereinigung der Theater- und Orchesterverbände PEARLE beschäftigt sich intensiv mit diesen Fragen. Aber auch auf die deutsche Theaterlandschaft wird die EU-Erweiterung Auswirkungen haben. Dies folgt schon aus dem früher oder später eintretenden freien Personen- und Warenverkehr. Hier werden natürlich insbesondere die Theater und Orchester grenznaher Städte tangiert sein.“

Und dann frage ich doch einfach einmal: Sie sind tangiert, Herr Dr. Wieler? Sehen Sie es genauso, wie es der Geschäftsführende Direktor Rolf Bolwin sieht?

Herr Dr. Wieler:

Ja. Herr Bolwin sieht es kraft seines Amtes sehr institutionell. Die Kontakte, die wir haben, sind sehr konkrete Kontakte und sind darauf angelegt, gemeinsame Theaterarbeit zu machen, und auch darauf gerichtet, wie man in Zukunft gemeinsam Theaterarbeit machen kann. Denn wir leben in einer Region, sowohl hier auf der deutschen Seite wie auch auf der polnischen und der angrenzenden tschechischen Region, in der EURO-Region Neiße, wie man das trinationale Gebiet hier nennt, die alle teilweise einen sehr gravierenden Umstrukturierungsprozess hinter sich haben wie wir auf der deutschen Seite. Nur als eine Kennzahl: Wir sind heute etwa 100 Beschäftigte an diesem Haus weniger als 1990 und machen mehr als das Doppelte an Veranstaltungen, und von daher ist schon deutlich, welcher Rationalisierungsprozess hier stattgefunden hat.

Es ist in Polen und in Tschechien teilweise noch Zukunft. Was die Kollegen in Tschechien und besonders auch in Polen sehr bedrückt, sind die sehr ungenauen Konsequenzen, die sich für die Häuser, beispielsweise aus den EU-Richtlinien, ergeben. Eine Untersuchung des Deutschen Bühnenvereins hat gezeigt, dass beispielsweise in Polen etwa 90 % aller Häuser aus sicherheitstechnischen Gründen schließen müssten, darunter auch Häuser wie das Nationaltheater in Warschau. Also, es sind gravierende Veränderungen, die dort zu bewältigen sind, und damit beschäftigen wir uns hier in der Grenzregion sehr pragmatisch.

Wir versuchen zu helfen, wir versuchen eben auch Dinge zusammen zu machen. Wir überlegen momentan, inwieweit man in einem Theaterverbund, ohne schon festzulegen, wie weit ein solcher Verbund gehen kann, eine Theaterlandschaft aufbauen kann, die gerade auch aus dem trinationalen Aspekt eine kulturelle Substanz und einen Mehrwert wirklich zu ziehen in der Lage ist. Denn natürlich ist es so, dass das Theater in Städten mit 60.000 Einwohnern, wenn wir nur die deutsche Seite von Görlitz betrachten, oder 100.000 Einwohner, wenn wir die polnische Seite

hinzunehmen. Die Städte in der Umgebung sind etwa genauso groß, das tschechische ehemalige Reichenberg z. B. und andere, und diese Städte haben alle Theater, wie auch unseres, ein Vier-Sparten-Angebot, und das ist ja keineswegs selbstverständlich.

Hier eine Qualität zu erhalten, ist natürlich unter den Ihnen auch allen bekannten finanziellen Zwängen in Zukunft kaum möglich, wenn man nicht wirklich zusammenkommt. Wir hoffen, dass wir, wenn schon Provinz, wobei ich Provinz sehr positiv besetze, - dazu kommen wir vielleicht nachher noch einmal, wenn wir über die identitätsstiftende Funktion von Theater reden, weil ich hier dem Theater in der sogenannten Provinz einen viel größeren Stellenwert beimesse als den Theatern in den Metropolen -, dass wir hier in den Provinzen gerade durch diese trinationale Komponente uns einen Stellenwert auch als Theaterlandschaft erarbeiten können, ja, auch weit- hin Beachtung finden können.

Herr Fischer:

Ja, danke schön. Das war, wenn ich ein Wort von Ihnen von vorhin aufgreife, die eine Seite der 180 Grad vom Kreis. Und versuchen wir jetzt, die anderen 180 Grad zu ergänzen, und gehen wir also zunächst erst nach Polen und fragen uns mit Herrn Dr. Bialek: Sehen Sie es genauso, oder welche Probleme oder Vorteile, - warum wollen wir immer nur von Problemen sprechen -, ergeben sich aus der EU-Erweiterung jetzt in dem Zusammenspiel jenseits der Grenze?

Herr Dr. Bialek:

Also die EU-Erweiterung bereitet uns nicht nur Probleme. Wenn es um die Theaterlandschaft geht, dann werden überall Überlegungen angestellt, wie man dem Zerfall in den Häuser entgegenwirken kann. Das gilt nicht nur für Hirschberg und andere Theater in der Nähe. Das gilt auch für die Metropolen wie Breslau, das gilt auch für Liegnitz und andere kleinere Städte in Niederschlesien. Ohne Hilfe von außen wird wahrscheinlich keine sozusagen große Arbeit geleistet werden können.. Das heißt, viele Theaterhäuser werden wahrscheinlich eingehen, d. h., vieles, was man auch in der deutschen Zeit erarbeitet hat, vieles wird wahrscheinlich verkommen müssen. Aber welche konkreten Schritte unternommen werden können, das wird erst die Zukunft zeigen, glaube ich. Jedenfalls sieht die Zukunft nicht ganz rosig aus, aber ich finde die Situation gar nicht katastrophal.

Was in Liegnitz passiert, was in Breslau, was in anderen niederschlesischen Städten passiert, zeugt davon, dass es Kräfte gibt, Menschen, die etwas zur Erneuerung, zur Stärkung dieser Theaterlandschaft beitragen wollen. Das will ich später an einem konkreten Beispiel nachweisen.

Herr Fischer:

Und sehen Sie in der EU-Erweiterung jetzt für die Bewältigung dieser Herausforderung einen zusätzlichen Ansporn und zusätzliche Hilfe oder macht es die ganze Sache problematischer?

Herr Dr. Bialek:

Also, ich glaube, die EU-Erweiterung wird sich nicht sofort auf die Situation in der polnischen Theaterlandschaft auswirken. Aber mit der Zeit wird sich wahrscheinlich die Lage klären, und ich hoffe, dass sich das alles zum Positiven wendet.

Herr Fischer:

Danke. - Herr Horáček, Sehen Sie es von Ihrer Warte aus genauso oder gilt es, von Tschechien her gesehen, im Detail andere Akzente zu setzen?

Herr Horáček:

Ich muss dazu sagen, ich bin kein Theaterspezialist. Es wäre jetzt falsch, etwas vorzumachen, was ich nicht bin. Aber andererseits habe ich mich damit schon etwas befasst; wie gesagt, vorher im Exil und danach, als ich nach Hause kam, logischerweise, weil mein Chef ein ziemlich berühmter Dramatiker wurde. Er war schon vorher berühmt, konnte nur nicht so frei sprechen, wie er wollte.

Das, was ein Theater erstmal ausmacht oder nicht nur Theaterkultur an sich ist, um die Zeit nach '89 zu betrachten, ist erstmal die Möglichkeit der Entwicklung in Zeiten der Freiheit. Freiheit hat einmal etwas Verführerisches. Man kann alles Mögliche machen. Es gibt dann eine Gefahr der Kommerzialisierung. Es gab eine Entwicklung des Theaterlebens in der sozialistischen Tschechoslowakei, die einerseits im vorgeschriebenen oder genehmigten Rahmen stattfand, das war Klassik, das waren in den Sektoren Oper oder das, was die alte Klassik, Smetana und andere, was nicht gefährlich war, oder auch einige Theaterstücke, die eher Nationalcharakter hatten, um die Identität zu stärken. Andererseits gab es, so wie in der Literatur oder auch in der Musik, wenn wir an die „Plastic People“ denken, auch das Untergrundtheater oder das Heimtheater. Das Theater, das stattfand in den Scheunen oder in den Datschas, wo sich dann zum Teil berühmte verbotene Regisseure, Schauspieler und Theaterstückeschreiber mit Freunden zusammen gefunden und gespielt haben. Also, wenn man will, kann man auch unter totalitären, oder sagen wir, unter sehr begrenzten Möglichkeiten, die Fähigkeit entwickeln, Theater oder Musik und so weiter, Kultur an sich zu produzieren.

Das, was Sie vorhin gesagt haben, das Problem, jetzt bestimmte Vorschriften der EU umzusetzen, das würde ich umgekehrt wiederum schon bejahen. Ich betrachte das nicht als Drangsalierung, denn die Tschechen oder Böhmen damals haben durch Selbsthilfe das Nationaltheater am Moldauufer gebaut. Kaum war es fertig, ist es ausgebrannt, und dann haben sie aus eigener Einsicht bestimmte Sicherungsmaßnahmen bei dem Neuaufbau eingebaut. Ich glaube, es ist nicht falsch, wenn man bewisse Maßnahmen überprüft, denn die Häuser wurden vor hundert Jahren gebaut. Ich weiß nicht genau, wann dieses Haus ausgebaut wurde, und vielleicht genügt es nicht immer allen Brandschutz- und anderen Anforderungen. Aber dann muss man sich anstrengen, um etwas zurecht zu kriegen.

Herr Dr. Wieler:

Also, da kann ich Sie beruhigen. Das Haus ist 150 Jahre alt, ist aber absolut brandsicher gebaut.

Herr Prof. Dr. Vogt:

Ich habe eine Frage. Das Publikum möchte vielleicht gerne wissen, einfach als Hintergrund der Diskussion, was für eine Identität diese Stadt, diese Region, eigentlich hat, auf welche Identitätsfragen wir hier eigentlich in der Theaterarbeit antworten müssen. Denn es scheint vielleicht nicht einfach zu verstehen, für die Diskussion aber eine notwendige Voraussetzung zu sein. Eine Frage an Sie: Soll ich das in zwei, drei Minuten einmal zusammenfassen?

Herr Fischer:

Ja, darauf wollte ich im Augenblick gerade zu sprechen kommen, weil ich lese, Sie sind Vertreter des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsens. Da kann man von Ihnen ja wahrscheinlich erwarten, dass Sie nun ad eins über diese Gesamtsituation Sachsens gut Bescheid wissen, über den speziellen Bereich im Dreiländereck noch besser, und dann die übergreifende Frage: Bedeutet für Sie nun die Möglichkeit, über die Grenzen hinweg auf die beiden anderen Länder einzuwirken, eine Erweiterung Ihres Auftragsbereichs oder grenzen Sie sich weiterhin ab, denn da steht ja, die Infrastruktur Sachsens?

Herr Prof. Dr. Vogt:

Eine sehr gute Frage. Ich will es einmal ganz kurz erläutern, wie das mit dieser Stadt zusammenhängt. Diese Stadt ist 1071 gegründet worden mit dem Namen Gorelica. Achtung, das ist lateinisch; zwar als deutsche Stadt, also der Name Görlitz ist schon der älteste, rund 900 Jahre, kann man sagen, aber Chef war immer Er, will sagen, der König von Böhmen in Prag. Deshalb heißt diese Stadt aber noch lange nicht Gorelicz, das ist übrigens der tschechische Name dafür, heißt einfach Brandstätte, weil zu der Zeit nämlich Latein die Kanzleisprache in Prag war, und die Deutschen konnten sehr wohl ihre Stadt hier als Görlitz bezeichnen.

Wir bekamen eine wunderbare Freiheit, und zwar im Jahre 1346, als Karl der Vierte der Große die Macht übernahm von seinem Vater, dem Luxemburger, übrigens ist deshalb der Luxemburger Löwe im tschechischen Staatswappen. Er hatte nämlich hier dieser Stadt Görlitz zusammen

mit fünf anderen die Erlaubnis gegeben, einen Sechsstädtebund zu gründen, alle Raubritter umzubringen und viel, viel Geld durch viele Handelsprivilegien zu machen, und so ist als böhmisches Nebenland Görlitz gewachsen.

Aber mitten im 30-jährigen Krieg, 1635 genau, gab es den Prager Frieden. Da hat der Kurfürst in Dresden dem König-Kaiser von Prag-Wien mit Truppen und Geld geholfen und bekam dafür die gesamte Oberlausitz hier als Lehen. Aber Achtung, es wurde nicht integriert in Sachsen, sondern es blieb ein böhmisches Lehen, nur verpfändet an den sächsischen Kurfürsten, d.h. die Identität der Oberlausitz blieb nach wie vor erhalten. Nun hat dummerweise der König in Preußen irgendwann einmal einen großen Krieg gemacht, und im Ergebnis des Wiener Kongresses 1815 hat man, - jetzt kommt der Herr Bialek ins Spiel -, dann Breslau zur Hauptstadt einer preußischen Provinz gemacht und Niederschlesien neu gegründet. Und plötzlich ist fast die Hälfte der Oberlausitz, insbesondere auch Görlitz, Teil von diesem preußischen Niederschlesien geworden, d.h. die Hauptstadt war, zur Erinnerung, zuerst Prag, dann so halb Dresden und jetzt Berlin. Das war die Zeit 1815 bis 1945.

Dann hat man bekanntlich bei den Alliierten den Begriff Preußen verboten, und hier begann eine ziemliche Wackelei, wohin gehört diese Stadt eigentlich. Niederschlesien durfte man zu dieser Zeit nicht mehr sagen; aber zu Hause hat man es natürlich nach wie vor als Niederschlesien bezeichnet, denn es war einfach so in den letzten 150 Jahren. Deshalb finden Sie auch die Farben Gelb und Weiß hier überall als die niederschlesischen Farben. Aber '45 kam die Grenze, hat sich hierher verlagert. Und dann gab's plötzlich, um es vereinfacht zu sagen, Ostgörlitz, wo die Deutschen vertrieben wurden und Polen hinkamen, aber äußerst unfreiwillig, muss man dazu sagen, denn die meisten kamen ja aus den verlorenen polnischen Ostgebieten. Und die Neubevölkerung hatte überhaupt nichts kulturell mit der Görlitzer Bevölkerung zu tun, davon fast die Hälfte übrigens auch wiederum Vertriebene. Drüben die Stadt hat lange keinen Namen gehabt, der polnische Begriff Zgorzelec stammt erst aus den 50er Jahren. So sehen Sie, wie unglaublich kompliziert die ganze Geschichte ist.

Und das heißt also, wenn wir auf die Stadt heute schauen, dann stellen wir fest, es gibt acht verschiedene Bevölkerungsgruppen mit 'ner ganz unterschiedlichen Identität, z. B. Leute aus Nordgriechenland, die Slawen waren und vertrieben wurden als Kommunisten und andere nach dem 2. Weltkrieg, eben diese berühmten Makedonier, von denen noch ein großer Teil in Zgorzelec lebt, eine ganz wichtige Geschichte.

Es gibt, kurz zusammengefasst, keine Stadt in Deutschland mit einem höheren Vertriebenenanteil, jedenfalls in den größeren Städten, und es gibt keine Stadt, die noch komplizierter ist mit dieser Gemengelage. Deshalb nennen wir Sie jetzt für unsere wissenschaftlichen Zwecke Görlitz/Zgorzelec/Gorelicz, also Deutsch, Polnisch, Tschechisch, denn alle drei Identitäten spielen historisch eine wichtige Frage.

Jetzt zu Ihrer Frage: EU. Ich würde sagen, es ist ganz einfach ein Normalisierungsprozess. Und den kann man nicht festlegen auf den 1. Mai, - schwups, das war's gewesen -, sondern es ist ein langer Prozess, der hat sich durch eine polnische Initiative in den 80er Jahren, mit Solidarnoc und dergleichen, vorbereitet, und ist 89/90 dann akut geworden, und jetzt sind wir, maximal, in der Mitte des Prozesses. Wenn man sich anschaut, wie lange es mental dauert, bis Ostdeutschland und Westdeutschland zusammenkommen, so 15 Jahre, wie wir alle wissen, und wir haben ungefähr die Hälfte des Prozesses erreicht. Gerade gestern in einer sächsischen Partei, gab's schon wieder die Diskussion Osis und Wesis, es ist wirklich unglaublich; da kann man wirklich sagen, das Zusammenkommen dieser Region wird noch sehr, sehr viel Zeit in Anspruch nehmen.

Und dazu ist es einfach so, es gibt bei jeder Veränderung, bei jedem Veränderungsprozess, Gewinner, das sind die Jungen, das sind die Dynamischen, das sind die Gebildeten, und es gibt Verlierer. Und natürlich ist es so, dass die Verlierer zunächst 'mal Angst haben, Angst vor Veränderung oder Angst davor, dass man Verlierer sein könnte, und es ist sehr viel Diffuses in der

Luft. Ich denke aber, wenn man es so insgesamt anschaut, wir haben hier schon die Chance einer multiplen Identität, und ich hoffe, Dr. Wieler wird gleich berichten, wie viele Aktionen er in der Zwischenzeit schon gemacht hat, über die Grenze hinweg. Da kann man wirklich sagen, Grenze, das ist ein Vorteil, wenn man es als Vorteil erkennt, um nicht eine homogene Identität zu schaffen, so wie früher im Nationalstaat, sondern eben auf die Vielheit setzt. Dafür ist es wirklich eine großartige Chance.

Herr Fischer:

Danke. Ich würde trotz alledem gern noch eine Frage an Sie richten, weil ich mir eben unter dem Institut für kulturelle Infrastruktur, und jetzt kommt es, Sachsen, was ja eher eine abgrenzende Bezeichnung darstellt, allzu viel nicht vorstellen kann. Welchen Einfluss nehmen Sie auf die Entwicklung dieser Region über dieses Institut? Dass Sie es tun, bezeugt die Tatsache, dass Sie heute hier sitzen und von Görlitz aus eingeladen worden sind. Also, nehmen Sie uns mit und erklären uns diese Situation!

Herr Prof. Dr. Vogt: Sehr gerne.

Frau Laboor (Berlin/Altenburg): Verzeihung, nur eine ergänzende Frage.

Hier ist doch ein großer Teil der Bevölkerung, also in der Niederlausitz, sorbisch. Was spielt denn das für eine Rolle? Und die Sorben haben ja auch 'ne eigene Kultur, und hier ist ja vieles schon zweisprachig, von Cottbus an bis hierher.

Herr Dr. Wieler: Aber nicht bis hierher, hier ist Niederschlesien.

Frau Laboor: In Görlitz gibt's keine Sorben?

Herr Dr. Wieler: Nein, nein.

Frau Laboor: Also, die gehören nicht zu den acht verschiedenen Stämmen.

Herr Dr. Wieler:

Es gibt nach Westen hin eine ziemlich klare Grenze, das sind die Königsheimer Berge. Sie sind wahrscheinlich alle mit dem Auto durch den Autobahntunnel hierher gekommen. Es ist so im ganz Groben eine Grenze, und im Norden fängt es dann an bei der Kreisstadt Niesky, das ist sehr nah. Insofern stimmt das. Aber das sorbische Element spielt in die Görlitzer Geschichte nur peripher hinein.

Frau Laboor: Aber in der territorialen Kultur und beim Zusammenwachsen?

Herr Dr. Wieler:

Hier in Görlitz spielt es eigentlich kaum eine Rolle, auch im Bewusstsein der Menschen nicht. Hier ist wirklich das Deutsch-Polnische und dann das Tschechische, und das Sorbische ist eben aus der Historie, wie Herr Prof. Vogt es vorgestellt hat, vielmehr nach Sachsen gehörig. Man sagt hier in Görlitz auch oder alte Görlitzer sagen: Ich fahre nach Sachsen, von Niederschlesien, und die Sorben gehören zu Sachsen. Also, es ist doch eine viel stärkere Abgrenzung mental, als das so von außen aus den kilometermäßigen Nähen heraus sich erschließen lässt.

Herr Prof. Dr. Vogt:

Also, zu Ihrer Frage wegen der Sorben, nur als Ergänzung noch dazu. 1861 hat das Königliche Ministerium des Inneren in Dresden ein Gesetz erlassen. Das bestand nur aus einem einzigen Satz, und zwar, da hieß es: Zum Zwecke der Posterleichterung, ich wiederhole, zum Zwecke der Posterleichterung heißt Budissin ab heute Bautzen. Heißt also: Diese quasi 1000 Jahre alte Sorbenstadt hat einfach zum Zwecke der Posterleichterung einen neuen Namen bekommen. Sie können sich ungefähr vorstellen, wie eben heute die Zulassung durch die neue Sächsische Verfassung von 1992, da eben Sorbisch eine gleichberechtigte Sprache ist, dass das manchen Deutschen schwer aufstößt, bis heute. Es ist ein ganz komplizierter Prozess. Aber, wie Herr Wieler gesagt hat, das spielt ein bisschen westlich von uns. Wir müssen uns überlegen, ob wir zu Böhmen gehören wollen und wie das mit der polnischen und niederschlesischen Identität heute ist.

So, zu Ihrer Frage: Institut für kulturelle Infrastruktur. Der Begriff stammt aus dem Einigungsvertrag. Wie Sie alle wissen, die DDR wurde aufgelöst, die Länder neu gegründet, die Länder im Osten sind beigetreten. Und da gibt es den Begriff der kulturellen Infrastruktur, also praktisch, was sind die Voraussetzungen dafür, die materiellen, die mentalen dafür, dass künstlerische Institutionen, dass kulturelle Prozesse austariert werden.

Ich war zuständig dafür, ein Gesetz zu machen, für den Minister Meyer, damals 1992 ff., das Gesetz über Kulturräume in Sachsen, wo wir im Prinzip Solidarität der Kommunen per Gesetz unterstützt haben, um z. B. dieses Theater hier gemeinsam als regionales Theater finanzieren zu lassen. Es gibt aber auch den Auftrag aus der Verfassung, Herr Fischer, dass man als Sachse verpflichtet ist, über die Grenzen zu den Nachbarländern unmittelbar zu wirken. Also als Sachse dürfen Sie eigentlich nicht an der Grenze Halt machen, sondern Sie müssen unbedingt darüber hinaus arbeiten. In dem Sinne arbeite ich als Sachse verfassungsgemäß über die Grenze hinaus.

Herr Fischer:

Ich gebe das Wort jetzt weiter an Herrn Dr. Wieler. Wie Sie das machen, über die Grenze Sachsens hinaus zu arbeiten, darüber reden wir dann anschließend noch einmal. Ich glaube, wir sollten zunächst einmal in die Praxis der Theaterarbeit einsteigen. Wie schaut das aus? Wir wissen ja alle, weil wir das Programm gelesen haben, Sie sind mit Ihrem Theater schon längst über den 180°-Halbkreis hinaus über die Neiße nach drüben, nach Zgorzelec, gegangen, haben dort den Polnischen Salon gegründet, aber das ist sicher nicht alles.

Herr Dr. Wieler:

Ja, aber ich möchte doch etwas allgemeiner anfangen, denn das Thema ist ja nicht nur auf unsere Region beschränkt: Die identitätsstiftende Bedeutung der Theater in einem Europa der Regionen. Ich hatte heute Morgen noch die Gelegenheit, an der Podiumsdiskussion der Jahreshauptversammlung des Deutschen Bühnenvereins in Regensburg teilzunehmen. Da ging es genau um dieses Thema, wo findet das deutsche Theaterleben statt, wo wird das deutsche Theaterleben bestimmt, in den Metropolen oder in den Provinzen?

Es ist überraschend zu sehen, rein quantitativ findet das Theater in den Provinzen statt; denn in den Provinzen gehen viel mehr Menschen in die Theater als in den Metropolen. Ich denke, es gibt einen wesentlichen Unterscheidungspunkt: Je größer eine Stadt ist, in jedem Fall in einer Metropole, da ist das Aufgabengebiet eines Theaters relativ klar umgrenzt. Man hat Theater zu machen, in den bekannten Genres, und das ist in der Regel das, was ein Theater in einer Metropole zu bedienen hat.

In einer Stadt wie Görlitz, beispielsweise, ist das anders. Wir haben kein Kulturmonopol, aber wir sind aufgrund der Größe unserer infrastrukturellen Möglichkeiten und auch von unserer personellen Substanz her in der Lage, viele Dinge abzudecken, die in Metropolen von anderen Einrichtungen wahrgenommen werden. Das geht in den sozio-politischen, gesellschaftlichen Bereich hinein, in den sozio-kulturellen Bereich, aber auch ein wenig in den gesellschaftspolitischen Bereich, und da genau ist auch hier in Görlitz der Punkt, wo sich Kultur- und Theaterarbeit und gesellschaftliches Engagement treffen.

Als ich 1999 hierher kam, ich bin in Mönchengladbach geboren, also an der holländischen Grenze, da war mir diese Grenzlage schon ein wenig vertraut. Ich habe auch gedacht, einiges hier wiederzufinden. Das habe ich auch, aber vieles auch nicht, aufgrund der Laborsituation, die wir hier in Görlitz vorfinden. Herr Prof. Vogt hat das gesagt, diese artifizielle Entleerung des östlichen Stadtteils von deutscher Bevölkerung, die Neubesiedlung mit Menschen, für die diese Region völlig fremd war, und dann 40 Jahre ein eisernen Vorhang, der nur sehr begrenzt zeitweilig durchlässig war.

Dann wird diese Grenze auf einmal aufgehoben, und von außen wird ganz fröhlich von den Menschen ausdrücklich gefordert: Ja, nun macht doch einmal etwas miteinander! Von den Sprachschwierigkeiten möchte ich einmal ganz absehen. Das führt natürlich dazu, dass die Menschen, die sich in diese Fremdheit eingelebt haben, es auch gar nicht so leicht haben, diese Fremdheit zu überwinden und jetzt einen Schritt aufeinander zuzumachen. Das ist zunächst nur wenigen, Einzelpersonalitäten, vorbehalten zu leisten, aber als gesellschaftlicher Prozess muss das erst allmählich in Gang kommen. Es ist, wie gesagt, nicht nur die Sprache, die dazwischen steht, es ist diese Fremdheit, die über Jahrzehnte aufgebaut worden ist.

Dann fällt es sowohl jemandem, der von außen kommt, aber auch Theaterleuten, etwas leichter, Kontakte zu knüpfen. Das liegt schon allein an der Personage, die man so hat. An unserem Haus arbeiten gegenwärtig 17 Nationalitäten, das ist keine Besonderheit, - an den meisten Theatern ist das so -, und die Kommunikation, auch die interkulturelle Kommunikation, ist einfach viel geübter. So war es uns dann auch möglich, zunächst mit vielen Einzelkontakten, erste Berührungen mit der polnischen Seite zu schaffen.

Wir haben schon Mitte der 90er Jahre, mein Vorgänger schon, damit begonnen, das, was wir jetzt tun, Aufführungen mit polnischen Obertiteln zu versehen. Wenn Sie heute Abend „Hoffmanns Erzählungen“ sehen, dann werden Sie auch den Text oben in Polnisch sehen. Das war eine der ersten Informationsmöglichkeiten. Da haben wir es ja auch leicht. Wir produzieren hier ja in erster Linie Musiktheater, da steht die Sprache nicht so im Vordergrund. Aber das hat sich ausgeweitet. Wir haben am Anfang sporadisch und seit zwei Jahren regelmäßig auch polnisches Theater angeboten; es gibt an unserem Hause also nicht nur deutsches, sondern auch polnischsprachiges Schauspiel. Das war am Anfang sehr frustrierend. Wir hatten in der ersten Vorstellung ganz gezielt die Politik eingeladen, und das Haus war voll, wunderbar! Wir dachten: Schön, hoffentlich geht das so weiter! Das tat es aber nicht, weil eben diese mentale Schranke da war.

Görlitz ist für die polnische Bevölkerung auf der anderen Seite der Neiße mental nicht eine Stadt. Historisch ist das völlig selbstverständlich. Wenn Sie durch die Stadt gehen, sehen Sie, dass alle wichtigen Einrichtungen hier im Westen der Stadt sind: das Rathaus, die zentralen Plätze und auch das Theater. Es ist 1851 gebaut worden und es war selbstverständlich das Theater dieser Stadt. Aber jetzt, stellen Sie sich das vor, Sie wohnen 50 Jahre in dem anderen Teil der Stadt und sind nicht ein einziges Mal über die Grenze gegangen; dann werden Sie dieses Haus auch nicht als Theater wahrnehmen, zumal Sie im Unterbewusstsein immer unterstellen, es ist ja das Theater der deutschen Bevölkerung.

Wir nehmen in dieser Spielzeit wahr, dass sich diese Grenze verändert, und da kommt uns natürlich der EU-Beitritt sehr zu Hilfe, da das ganze Bewusstsein viel stärker darauf gelenkt ist. In dieser Spielzeit hat es einen richtigen Ruck gemacht, und wir können sagen, wir haben es eigentlich geschafft, den Besuch eines relevanten Teils der polnischen Bevölkerung zu haben. Derzeit haben wir etwa 15 Prozent polnische Besucher in unserem Hause. Das entspricht natürlich bei weitem noch nicht dem Verhältnis von 40 : 60 Prozent polnischer und deutscher Bevölkerung, aber wir sind schon nahe dran. Mit 15% haben wir 50% der polnischen Bevölkerung schon in Reichweite. Das ist nach wenigen Jahren schon eine ganze Menge. Darin zeigt sich eben auch, dass Theater hier in der Lage ist, Menschen zusammenzubringen, sich begegnen zu lassen.

Ich hatte vor zwei Wochen die Gelegenheit an einer Tagung in Frankfurt/Oder teilzunehmen und über die Überwindung der Sprachlosigkeit in unserer Stadt hier zu sprechen. Da habe ich gesagt, dass meine Erfahrung ist, dass die Sprache zwar wichtig ist, aber das sekundäre Element. Das Wichtigste ist, dass die Menschen zusammenkommen, dass sie sich begegnen, z. B. im Theater, und sich kennen lernen. Es gibt ja auch so etwas, - das hat jetzt gar nichts damit zu tun, bezeichnet aber das, was ich meine -, wie Liebe auf den ersten Blick: Zwei Menschen, die sich noch nie vorher unterhalten haben, haben eine Wahrnehmung von einander und da kommt Sympathie auf. Das ist das Entscheidende, was man vollbringen muss; aber dazu müssen Men-

schen erst einmal zusammenkommen. Das haben wir seit zweieinhalb Jahren verstärkt im Theater versucht.

Seit Anfang der Spielzeit, – und da war der EU-Beitritt natürlich ein wichtiger Zeitpunkt, auch aus zollrechtlichen und anderen, z. B. arbeitsrechtlichen Gründen –, haben wir einen Theatersalon aufgemacht, den wir in der nächsten Spielzeit noch wesentlich vergrößern werden, wo wir auf der polnischen Seite einen Anlaufpunkt geschaffen haben, wo wir Angebote machen und dasselbe tun, was wir seit 5 Jahren auch in unserem kleinen Studiotheater Apollo machen; wo wir nicht nur selbst agieren, sondern ganz bewusst auch kulturell aktiven Gruppen ein Forum bieten. Wir suchen ganz konkret nach Menschen, sei es, dass sie amateurhaft musizieren oder mit unserer Hilfe Theater spielen wollen oder dass sie eigene kulturelle Ideen haben, die auf unserer Plattform unterstützt werden und stattfinden. Das hat auf der deutschen Seite dazu geführt, dass wir fast bis in den sozio-kulturellen Bereich hineingekommen sind, und das gelingt uns relativ schnell auf der polnischen Seite auch. D.h., wir werden ein Ort, der von den Menschen dieser Stadt wahrgenommen wird als ein Ort, der eine Brücke schlägt. Es gibt noch zu wenige Brücken, über die man gehen kann, aber das Theater schlägt hier ganz eindeutig eine Brücke.

Ich möchte das jetzt noch ein wenig verallgemeinern. Diese Aktivitäten, die bei uns z. B. auch einfließen in eine Gesprächsreihe, die heißt ganz einfach Görlitzer Mittwoch, wo wir uns über das deutsch-polnische Verhältnis unterhalten in allen seinen Schattierungen. Wir haben uns dort mit Vorbehalten beschäftigt, beispielsweise, „Mögen wir Polen?“. Da gibt es eine statistische Umfrage unter den Deutschen, wie wir zu den Polen stehen. Und da kommen die ganzen Vorbehalte; da kommen die Polenwitze von den Deutschen, die Deutschenwitze von den Polen, mit solchen Vorbehalten haben wir uns beschäftigt, aber auch mit solchen Fragen, wie: Könnte sich die deutsche Bevölkerung vorstellen, dass es auch einmal einen polnischen Oberbürgermeister gibt?, weil ja dieses Gemeinwesen immer auch ein Gemeinwesen gewesen ist und es etwas Artifizielles ist, dass es von zwei Verwaltungen gestaltet wird. Das war so ein Gedanke, den wir einfach einmal etwas provokativ in den Raum geworfen haben; und dann schlugen die Wellen auch hoch. Es kam Begeisterung auf: Ja, das müsste es eigentlich geben. Und einer hat mir einen Brief geschrieben, das sei ja die Wahnvorstellung eines entwurzelten Wessis – (Allgemeines Gelächter). Aber das ist genau das, was wir mit dieser Reihe erreichen wollten, dass das, was in dieser Stadt da ist, auch thematisiert wird.

Das hat mit Theaterarbeit eigentlich nichts zu tun, aber das hat mit der Arbeit als Provinztheater zu tun. Damit denke ich, habe ich einige Beispiele konkret für Görlitz genannt, aber auch die allgemeine Frage ein wenig beantwortet. Ich glaube, dass Theater außerhalb der Metropolen eine viel wichtigere Funktion haben, Identität zu schaffen in den Regionen, als die Theater in den Metropolen. Ich denke, man muss hier ganz deutlich unterscheiden, denn was haben wir noch Identitätsstiftendes in Deutschland und Europa? Das Wirtschaftsleben ist überall gleich, die Geschäftsketten haben überall dasselbe Angebot. Wir leben doch in einer Anonymität, die uns überall alles vertraut macht und alles, im Grunde genommen, gesichtslos werden lässt. Und die Theater haben tatsächlich die Möglichkeit, singuläre Identifikationspunkte zu setzen. Sie stehen geradezu symbolhaft für Urbanität. Urbanität ist eben das Zentrum von Regionen, und da haben Theater eine unglaublich wichtige Funktion. (Allgemeiner Beifall).

Herr Prof. Dr. Vogt:

Vielleicht kann man das einmal übersetzen. Sie müssen sich vorstellen, wenn Herr Kollege Bialek in den Supermarkt einkaufen geht: 80% der polnischen Supermarktketten sind dominiert von deutschen Großhandelsfirmen, das Gleiche wie ungefähr auch in Tschechien. Sie müssen sich vorstellen, früher gab es in Polen sehr viele Mineralwasser, es gab und gibt sehr viele Quellen. Heute ist Coca-Cola hingekommen, hat BonAqua erfunden, – das ist Leitungswasser mit einem Zusatz –. BonAqua dominiert alles, und finden Sie mir einmal eine polnische Kneipe oder Autobahnraststätte oder was auch immer, wo, wenn Sie nach Mineralwasser fragen, Sie nicht BonAqua bekommen. Das einmal ganz konkret.

Mich würde jetzt sehr interessieren, Herr Dr. Bialek, und zwar: Frau Winkler hatte uns vorhin alle hier auf dem Podium nach der Identitätsstiftung gefragt. Herr Dr. Bialek ist Spezialist für diese Frage. Er wird die nächsten zwei Monate hier sein in Görlitz, und zwar zu dem Thema: Dreier Könige schönes Land. Das Riesengebirge ist nämlich sowohl tschechisch wie deutsch und polnisch. Wie ist das mit der Identität? Man kann ja drei Sachen machen mit der Identität: Man kann sie stiften, also etwas Neues schaffen; man kann sie bewahren, stärken, also, was vorhanden ist; und man kann sie natürlich verändern in dem Sinne, wie man glaubt, dass in einem Prozess die Identität verändert werden sollte. Wir haben jetzt sehr viel über Görlitz gesprochen, da würde es mich sehr interessieren, wie das eigentlich in Breslau aussieht. Vielleicht nicht nur in Bezug auf Theater, sondern allgemein: Identitätsstiftung oder Identitätswahrung oder Identitätsveränderung?

Herr Dr. Bialek:

In meiner Kindheit und meiner Jugend, und das kann für meine ganze Generation gelten, spielte ein einziges Adjektiv eine relativ große Rolle: „ehemals deutsch“ könnte man das übersetzen. Alles, was man damit assoziierte, hatte eine negative Konnotation. Dieses Adjektiv hat mein Bewusstsein und das Bewusstsein anderer Generationen irgendwie mitgeprägt. Was uns verbindet, ist vielleicht Coca-Cola und McDonald's-Restaurants, was uns trennt ist immer noch die Art zu denken. Mentale Unterschiede und Schranken gibt es immer noch. Das gilt wahrscheinlich nicht nur für die Vertreter meiner Generation, also die Mitte der 50er Geborenen, das gilt auch für meine Studenten. Die suchen nach Möglichkeiten, sich in Breslau, Glogau und woanders wie zuhause zu fühlen. Es gibt sozusagen Zeugnisse, die unter Beweis stellen, dass junge Menschen, - besonders aktiv sind die um 1970 geborenen jungen Intellektuellen -, es gibt viele Versuche, sich die Frage zu stellen: Was mache ich hier? Inwieweit ist meine Existenz an diesem Ort, in diesem Dorf, in dieser Stadt überhaupt berechtigt?

Einige Beispiele möchte ich gerne nennen. Der Breslauer Journalist und Schriftsteller André Sawade hat vor kurzem ein aus meiner Sicht wunderbares und sehr lehrreiches Buch veröffentlicht; das Buch heißt: Niederschlesien, Land der Begegnung. Dies wird in Kürze auch in der deutschen Fassung erscheinen, wie ich in Dresden gehört habe. Einige Passagen aus diesem Buch habe ich übersetzt und möchte sie Ihnen gern vortragen.

André Sawade schreibt an einer Stelle: „Das Jahr '45 wurde in der Geschichte Niederschlesiens auch zu dem gewaltigsten Ruck unter den bisherigen Veränderungen der staatlichen Zugehörigkeit. Ausgewechselt wurden nämlich nicht nur die Verwaltung, das Militär, die Polizei, die Währung, die Steuerverordnungen. Ausgewechselt wurden auch die Sprache und die, die sie sprechen. Niederschlesien in seiner komplizierten Gestalt entstand in einer über tausendjährigen Geschichte und hörte auf zu existieren. Es gibt nur seine entleerte und zertrümmerte Form.“

So schreibt ein Schriftsteller, der meiner Generation angehört, aber so hätte wahrscheinlich auch ein 20 Jahre jüngerer Breslauer oder eine 20 Jahre jüngere Liegnitzerin geschrieben. D.h. man stellt sich die Frage, was mache ich hier und inwieweit darf ich mich in dieser Gegend heimisch fühlen? Viele, nicht nur ältere Menschen, nicht nur meine Eltern, meine Großeltern, sind in dieser Region nach der Vertreibung aus dem polnischen Osten nie richtig angekommen; also, der Prozess der Identitätssuche dauert an, nicht nur bei älteren Menschen oder meinen Altersgenossen, sondern er ist auch bei ganz jungen Menschen aktuell.

Eine symbolische Bedeutung würde ich einer Theateraufführung zuschreiben, die ist Herrn Dr. Wieler bestimmt bekannt. Ein Studententheater unseres Instituts hat vor einem Jahr ein Stück des tschechischen Ex-Präsidenten und großen Dramatikers Václav Havel in deutscher Übersetzung in Breslau aufgeführt; polnische Studenten ein Stück eines tschechischen Autors, eines großen Intellektuellen und Humanisten, und in deutscher Sprache! Symbolisch wäre auch die Beteiligung von Herrn Peter Handke zu nennen, der sich mit unseren studentischen Schauspielern befreundet hat, der sich auch immatrikulieren ließ an unserer Universität und der auch Regie geführt hat bei diesem Stück. Derartige Versuche sind mir auch aus anderen Ortschaften bekannt. Studententheater aus Liegnitz oder aus Oppeln versuchten ähnliche Dinge zu machen,

d.h. einen Beitrag zu dieser Identitätssuche zu leisten und etwas Neues zu schaffen, was eventuell diesen Prozess der Identitätssuche beschleunigen könnte. Auf diesem Gebiet ist das Theater, meiner Meinung nach, dieser Tempel des Zuschauens, wie es im Polnischen heißt, die Institution, die wirklich viel zu bieten hat.

Herr Dr. Köbele (Münster):

Vielen Dank. Auf der Basis dessen, was der Herr Bialek gesagt hat, eine Frage an Herr Wieler: Bei Ihrer Mühe, den polnischen und den deutschen Teil der Bevölkerung einzuladen, stellen Sie fest, dass es ein paralleles Interesse der Besucher gibt oder ist das Interesse an den Inszenierungen unterschiedlich? Gibt es also einen polnischen und einen deutschen Geschmack oder ist das ein sehr vergleichbarer Vorgang?

Herr Dr. Wieler:

Wir haben noch nicht so richtig die Angebote, die eine qualifizierte Antwort hierauf zulassen. Natürlich ist es so, wenn wir polnisch-sprachiges Schauspiel machen, haben wir 95% polnischer Besucher, allerdings auch eine Handvoll deutscher Besucher, die polnisch lernen und dies natürlich auch über das gut gesprochene Polnisch. Dazu muss man sagen, es gibt in Polen noch eine etwas andere Schule des Sprechens im dramatischen Theater, wie überhaupt das Sprechtheater in Polen wichtiger war als das Musiktheater. Das hat Herr Horáček auch gesagt, denn das Theater in den Scheunen, also informellere Formen von Theater, können natürlich kein Musiktheater sein. Insofern kann man schon sagen, es gibt bestimmte ästhetische Traditionen, die man unterscheidend benennen könnte.

Allerdings kommt hier wieder hinzu, was schon mehrfach gesagt worden ist: Das sind ästhetische Traditionen, an denen die Bevölkerung, die wir im östlichen Teil unserer Stadt haben, aber nur sehr begrenzt und zum Teil in unterschiedlicher Weise partizipiert haben. Wenn ein großer Teil der Bevölkerung aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten hierher gekommen ist, dann sind sie aus einer Region gekommen, wo sie beispielsweise keine Metropolkultur fanden; das, was polnische Theaterkultur auszeichnet, war denen genauso fremd wie hier jemandem in der deutschen Provinz. Wir haben eine Bevölkerung, die sich ästhetisch erst einmal finden muss.

Insofern kann ich die Frage nicht so recht beantworten. Faktisch ist es bei uns so, dass es einen Bereich gibt, wo wir fast mehr Besucher von polnischer Seite haben, wenn ich auch die Kinder- und Jugendvorstellungen hinzuzähle, als von deutscher, das ist Ballett, auch modernere Formen von Tanztheater. Das ist sehr populär. Wir haben kein Tanztheater im Sinne von Pina Bausch, weil wir ein relativ weites Spektrum bedienen, und das erfreut sich eines sehr breiten Zuspruchs des polnischen Publikums.

Herr Fischer:

Herr Dr. Wieler, wenn Sie solche Statistiken und Erfahrungswerte zurate ziehen, um eine Frage zu beantworten, dann können diese Erfahrungen ja nicht auf den letzten 14 Tagen seit dem 1. Mai beruhen. Es muss schon vor der Erweiterung Möglichkeiten zu einem normalen Grenzverkehr zwischen den beiden Stadtteilen gegeben haben, denn sonst wäre eine solche Statistik von vorn herein mit einer Last versehen, dass man aus dem polnischen Teil der Stadt ja eigentlich nur unter Erschwernissen hätte zu Ihnen ins Theater gehen können. Und wenn das so wäre, hätten Sie wahrscheinlich den Sprung über die Neiße im „Polnischen Salon“ nicht schon vorher gemacht, sondern gewartet, bis die Grenze völlig offen ist.

Herr Dr. Wieler:

Ja, natürlich. Seit 1990 gibt es im Prinzip keine wirkliche Beschränkung. Man musste zwar mit dem Reisepass über die Grenze. Es gab auch einen kleinen Grenzverkehr für die Menschen, die in der unmittelbaren Grenzregion gewohnt haben, die konnten mit dem Personalausweis über die Grenze. Das war schon möglich. Ich sagte ja schon, dass wir seit Mitte der 90er Jahre Theater mit polnischen Übertiteln machen. Aber Sie werden das als erfahrene Theatergänger selbst wissen: Wenn Sie zu der Hektik, die vor einem Theaterbesuch immer aufkommt, wo man jetzt die Schuhe hat und dieses und jenes, wenn man dann noch damit rechnen muss, dass man heute

einmal eine dreiviertel Stunde an der Grenze steht, weil die Autoschlange aus einem unerfindlichen Grunde heute lang ist und das letzte Mal ganz kurz war, dann sagen Sie sich, ich gehe zu Fuß. Aber gehen Sie einmal im November bei strömendem Regen im Abendkleid 25 Minuten von der Grenze zum Theater; das ist auch nicht so spaßig.

Insofern hatten wir ganz faktische Begrenzungen des Theaterbesuchs, die jetzt etwas erleichtert sind. Das war nicht so ganz klar. Ich muss sagen, ich bin sehr positiv überrascht, was seit dem 1. Mai zu sehen ist. Ich hoffe, dass das so bleibt; die Schlangen, die wir sonst hatten, habe ich persönlich nicht mehr angetroffen, obwohl Grenzkontrollen nach wie vor noch existieren. Man kommt jetzt nur mit dem Personalausweis bei der Kontrolle über die Grenze, weil sie nach dem Schengener Abkommen erst in 7 Jahren an der polnischen Ostgrenze stattfindet. So lange sind hier noch Grenzkontrollen, allerdings so schnell, dass wir jetzt sehen, dass schon schlagartig der Besuch gestiegen ist. Das kann ich sogar schon nach dem 1. Mai sagen, wobei noch ein Weiteres hinzukommt. Ich kann es mir noch nicht richtig erklären, ich habe nur eine Erklärung dafür gehört, von der ich aber noch nicht sagen kann, ob sie wirklich zutreffend ist. Ich nehme wahr, dass seit dem 1. Mai doch deutlich mehr Polen hier in der Stadt und der Region zu sehen sind, auch Autos. Ich habe mich gefragt, wie kommt das eigentlich? Der Grund, der mir genannt worden ist, obwohl er nicht der einzige sein muss: Viele Polen hatten keinen Reisepass. Diejenigen, die nicht in den kleinen Grenzverkehr hineinfielen, sondern etwas weiter weg wohnen, hatten gar keinen Reisepass und haben ihn auch nicht beantragt, um über die Grenze zu gehen. Jetzt haben sie die Möglichkeit, mit ihrem Personalausweis über die Grenze zu fahren und machen das auch. Sie nehmen das schlicht zum Anlass, und das mag beides erklären. Ich hoffe, dass dieser Trend anhält. Alle Zahlen, die ich Ihnen genannt habe, beziehen sich vor allem auf die letzten 3 Jahre.

Herr Fischer: Das ist die Seite des Publikums. Es gibt im Theater noch die andere Seite, Sie haben vorhin gesagt, Sie haben hier am Haus 16 oder 17% nichtdeutsche Mitarbeiter.

Herr Dr. Wieler: Nein, ich habe gesagt, 17 Nationalitäten.

Herr Fischer: Es meint in meinem Sinne aber dasselbe. Darunter sind sicher Koreaner, Australier und Südafrikaner. Gibt es eine besonders große Gruppe von Mitarbeitern, die direkt aus dem Nachbarland kommt?

Herr Dr. Wieler:

Nein. Das kann ich so pauschal beantworten, das ist nicht der Fall. Wir haben zwar aus der Geschichte dieser Region vermehrt Kollegen, was die Internationalität angeht, die aus Ost- und Südosteuropa kommen; allerdings ist es keineswegs so, dass wir vor allem Tschechen oder Polen haben. Ich habe mir diese Frage noch nie gestellt. Aus dem Bauch heraus würde ich sagen, die Polen sind in keinem Fall die größte Gruppe, wahrscheinlich die Rumänen. Die Kollegen kommen aus Kanada, aus Spanien, wirklich aus aller Welt.

Wenn Sie jetzt allerdings auf die Kollegen ansprechen, bei einem Betrieb mit über 200 Menschen agieren die Mitarbeiter bei aller Theaterspezifität auch im Spiegel der Gesellschaft. So hat sich die Belegschaft keineswegs leicht getan, die Aufgabe, jetzt auch für die polnisch-sprachige Bevölkerung da zu sein, aktiv und positiv anzunehmen. Auch das war eine gewisse Überzeugungsleistung, die allerdings sehr gute Fortschritte gemacht hat. Ich bin meiner Belegschaft sehr dankbar, dass sie den Hut, den ich da über die Grenze geworfen habe, auch aufgenommen hat. Ich denke, es ist jetzt für die meisten selbstverständlich. Und wenn hier und da einmal ein Murren da ist, dann ist das deswegen, weil es, wie für die Besucher, auch für uns problembehaftet ist, die Spielstätte einfach so zu bedienen, die nicht auf der deutschen Seite gelegen ist.

Herr Prof. Dr. Vogt:

Ich möchte gern, vor der Tatsache, dass wir zwei so weit gereiste Gäste, Herrn Bialek und Herr Horáček, haben, anknüpfen an eine Bemerkung, die Herr Horáček vorhin gemacht hat und die mir für die Zukunft unseres deutschen Theatersystems extrem relevant zu sein scheint. Er hat

vorhin differenziert zwischen dem offiziellen Theater zu sozialistischer Zeit und einem Untergrundtheater. Ich hatte vor zwei Wochen die Gelegenheit oder das Missvergnügen, - je nachdem -, die Acoustic People of Universe zu erleben; die haben ihr Osteratorium, das sie 1978 für Herrn Havel in der Datscha gespielt hatten, noch einmal aufgeführt. Es war sehr laut, ist aber großartige Musik. Und dazu muss man auch sagen, dass „Große Nacht“ als Titel, in sozialistischen Zeiten präsentiert, man auch ganz anders versteht. Das nur als Beispiel.

Wenn wir differenzieren zwischen offiziellem und Untergrundtheater gibt es eine bestimmte Ebene nicht, von der wir immer ganz selbstverständlich ausgehen, nämlich die staatliche Ebene und die kommunale. Die kommunale Ebene konnte es nicht geben wegen dieser tendenziellen Gleichschaltung, was ja auch für die DDR bis 1989 so sehr stark galt. Was wir im Moment haben, ist natürlich das offizielle Theater, - in Deutschland gibt es das in diesem Sinne angeblich nicht mehr -, ich erinnere aber daran, dass bundesdeutsches Theater daraus bestand, dass man mit Knüppeln eingeschlagen hat und den Esel gesucht hat und sich das Ganze vom Staat finanzieren ließ. Untergrundtheater in dieser Qualität gab es in Ostdeutschland nur ansatzweise, denn da hat der kritische Widerstand andere Formen genommen, beispielsweise hat das Kernkraft-Untersuchungs-Forschungsinstitut Ossendorf bei Dresden wunderbare Sachen in Literatur und anderes gemacht, aber diese spezifische Liebe zum Untergrundtheater mit großer Qualität, das war eher Prag-spezifisch.

Was ich mich einfach frage ist, wir haben alle vorhin so zugehört, als Herr Wieler das sagte mit dem Theater in der Provinz und seinen ganz anderen Aufgaben als das Metropoltheater, wie sieht es denn im Moment mit dieser identitätsstiftenden oder -kritischen Funktion von Theater aus Ihrer Sicht in Deutschland aus, oder wie hat sich das in der Tschechei jetzt entwickelt?

Herr Horáček:

Das ist eine Frage, die ich mir auch schon gestellt habe. Es gibt eine Kommerzialisierung, das kann man pauschal sagen, und zwar in allen Bereichen, in der Literatur, in der Musik. Z. B. gibt es jetzt eines der wichtigsten Ereignisse im tschechischen Fernsehen, und es wird in allen Blättern, auch den soliden darüber berichtet: Tschechien sucht den Superstar. (Allgemeines Lachen) Ja, es ist so. Ich muss dazu sagen, meine Frau war eine Zeit lang Regieassistentin im Musikfernsehen, und so kennt sie sich in diesem Bereich ein wenig aus und hat da ihre Beziehungen, und ich bin befreundet mit einer Reihe von Liedermachern in der Art von Wolf Biermann. Meine Frau sagt, - und darauf muss ich hören, weil sie meine Frau ist und eine Spezialistin in diesem Bereich -, dass das Niveau sehr gut ist und nicht nur Trallala. Man kann schon beobachten, dass die Mehrzahl Studenten und Studentinnen sind, die sich da bewerben, und die haben eine gute, traditionelle Musikausbildung, d. h. Notenlesen usw. usw. Die können nicht nur, sondern müssen auch in verschiedenen Genres auftreten. Sie können nicht nur irgendeine gefällige Melodie vorträllern, sondern auch etwas in Jazz vortragen, etwas aus einem Musical und auch anspruchsvolle Lieder, etwa in der Tradition von Volksliedern. Also, es gibt interessante Momente.

Ich sage das deswegen, weil ich nicht jede Kommerzialisierung als primitive Veranstaltung bezeichnen möchte, sondern ja auch versucht wird, in die Theater Publikum zu bringen oder die Attraktivität der Provinz zu erhöhen. Andererseits muss man sagen, dass Dank solcher Leute wie Pavel Kohut, Havel u. a. findet jeden Herbst in Prag ein Theaterfestival in deutscher Sprache statt, wo Spitzentheater aus der Schweiz, aus Österreich und auch aus der Bundesrepublik verschiedene Produktionen vom 1-Mann-Theater bis zu größeren Aufführungen geben. Daran kann man sehen, dass auch auf dieser Ebene in der Metropole getan wird, die dafür auch den Background hat. Aber ich war neulich im Theater in Ústí, und da haben wir eine interessante Situation. Das Theater könnte in dieser Qualität nicht existieren, könnte sich nur tschechische und internationale Spitzenleuten nicht leisten und hat als „Gastarbeiter“ den Bariton und den Tenor aus der Ukraine. Es ist Gott sei dank nicht nur auf dem Bau so, dass dort illegale Ukrainer arbeiten, sondern dass auch legale Ukrainer im Theater singen. Deshalb denke ich, dass man jetzt auch bei den kleineren Theatern durchaus unkonventionell zurückgreifen auf Möglichkeiten, die sich gerade aus der Öffnung der Grenzen ergeben.

Wir sind hier in Mitteleuropa, und wie vor 100 Jahren zu Zeiten der k. u. k. Monarchie werden wir vielleicht aus allen Teilen und Ländern Künstler haben, aus Lübeck, aus Böhmen, vielleicht aus Österreich oder aus Polen.

Herr Fischer:

Und welche Rechtsform haben Ihre Theater? Wir gehen ja immer davon aus, wenn wir Tschechien denken, dann denken wir Prag und dann Nationaloper, und wenn wir Nationaloper denken, dann ist alles klar. Aber die Nationaloper allein ist ja nicht die Theaterlandschaft bei Ihnen, sondern da gibt es eine ganze Menge anderer Theater, von denen wir im Normalfall nichts wissen und kennen. Werden die auf kommunaler oder auf privater Basis oder auf einer anderen betrieben und wie sind die finanziert? Sicherlich nicht nur aus Eintrittsgeldern, genauso wenig wie sich in Deutschland die Theater aus Eintrittsgeldern finanzieren lassen

Herr Horáček:

Sicher nicht. Soweit ich weiß, ist daran, je nach der Zusammensetzung des Stadtrats ist auch die Kommune beteiligt; aber ich kann Ihnen dazu keine perfekte Antwort geben.

Herr Dr. Köbele: Gibt es private Fördervereine?

Herr Horáček: Ja, die gibt es.

Herr Prof. Dr. Vogt:

Das kann ich vielleicht ergänzen. Es gibt zum einen das Nationaltheater Prag, das, wie der Name schon sagt, wesentlich von der Stadt getragen wird; dann gibt es die Staatsoper, die, wie der Name sagt, vom Staat kaum Zuschüsse bekommt. Und dann gibt es in der Provinz die ganzen Theater, die wurden erst vom Staat getragen, dann wurden sie kommunalisiert. Da gab es ein Gesetz, ab heute, - ich übertreibe ein bisschen -, ab heute werden diese ganzen Theater von den Kommunen getragen, und deshalb wurde der entsprechende Titel im Staatshaushaltsplan auf Null gesetzt. Das war die tschechische Kommunalisierung.; zu Deutsch: Alle krebten unglaublich herum, müssen unglaublich aktiv sein, bei den Sponsoren betteln, bei den Touristen usw., um trotzdem zu ihrer Qualität zu kommen. In dem Theater von Ústí, von dem Sie gerade sprachen, da ist es so, die haben in ihrer Verzweiflung ein Fernsehstudio nebenan gebaut, um von dieser Mieteinnahme ihre Hauptbühne mitfinanzieren zu können. Also hier ist einfach Kreativität angesagt, denn der große Vater Staat, der Sponsor, oder die Kommune, das ist schon lange abgeschafft.

Herr Dr. Köbele: Ist das in Polen ebenso?

Herr Dr. Bialek:

In Polen erfolgt die Finanzierung vor allem aus städtischen Mitteln. Was Breslau anbelangt, so gibt es meiner Meinung nach keine Spuren einer großen Krise. Die beiden großen Theater, das Polnische Theater und das Gegenwartstheater, florieren. Das bezieht sich nicht nur auf die Aufführung von Stücken bekannter Autoren, wie Thomas Bernhard z.B., da muss man ja Schlange stehen wie in der alten Zeit; sondern auch bei Stücken weniger bekannter Autoren, wie z. B. „Täglich Brot“ von Bettina Dankward in Breslau. In der Metropole haben wir wahrscheinlich keine tiefere Krise in der Theaterlandschaft. Was die Provinz anbelangt, so kenne ich mich da nicht so gut aus, aber da sieht es wahrscheinlich schlimmer aus.

Herr Fischer:

Wenn wir von Theater reden und Theater sagen, dann denken wir an das Drei-Sparten-Haus mit eigenem Ensemble. Wenn wir sagen, die Theaterlandschaft in Deutschland muss unterstützt und erhalten bleiben, dann denken wir an diese Art von Theater. Sieht das in Polen genauso aus, sprechen Sie auch von einem Ensembletheater oder sind das immobile Bühnen, die dann von Gruppen bespielt werden und denen Sie das Haus für einen kürzeren oder längeren Zeitraum überlassen?

Herr Dr. Wieler:

Mann muss generell dazu sagen, dass die polnischen Theater weitaus besser ausgestattet sind als die deutschen. Es gibt etliche Theater, die weitaus besser ausgestattet sind als unsere Staatstheater. Das ist ja auch das Problem, und es wird es vermehrt werden. Die Privatisierung ist auf polnischer Seite noch sehr wenig fortgeschritten. Allerdings kommt der Druck jetzt auf. Ein Faktor, der da hineinspielt, ist mit dem Begriff Kommerzialisierung schon angesprochen worden, und die Frage ist jetzt, welche Formen von Theater können sich neben der staatlichen und kommunalen Finanzierung durchsetzen? Es ist durchaus so, dass wir hier eine interessante Konkurrenz haben, vor allem mit dem Musiktheater in Lieberec. Sie haben ja heute Abend Gelegenheit, eine unserer Inszenierungen anzuschauen, sie würde von ihrer Ästhetik her in unserer tschechischen Nachbarstadt als relativ avantgardistisch gelten und manchen unserer Besucher auch. Es ist gang und gäbe zu sagen, in Lieberec wird noch richtiges Theater gemacht, mit richtig schöner Ausstattung, auch richtig schön gesungen. Andere sagen, die stehen nur auf der Bühne herum und singen, das ist doch kein Theater. Wir haben hier im Dreiländereck schon unterschiedliche Theaterformen, Theatertraditionen, wohin sich unser Publikum auch differenziert. Es gibt ein Reiseunternehmen, welches hier in Görlitz die Leute in den Bus packt und nach Lieberec fährt. Ich habe übrigens gar nichts dagegen; denn die Leute, die dort ins Theater gehen, gehen auch hier ins Theater. Aber hier sieht man auch, dass sich die Bevölkerung das sucht und uns das dann auch sagt, dass wir uns einmal ein Beispiel an denen nehmen sollen, oder die sich an uns; aber auch das ist eine Form von Identitätsstiftung, von gemeinsamen Wahrnehmungsweisen und Rezeptionsmustern, die sich hier in dieser Region herausbilden können.

Herr Horáček:

Jetzt speziell zu sagen, wie weit die Theater zu kämpfen haben, ist schwierig; hauptsächlich mit den Zuschauern in den jüngeren Jahrgängen, das ist ein gewisses Problem, das habe ich schon mitgekriegt. Aber eine andere Diskussion, die hatten wir über nationale Kultur an sich. Denn es wird beklagt, dass die Orientierung an das Amerikanische sehr stark ist, sowohl in der Musik wie in anderen Dimensionen, auch von Essgewohnheiten und so weiter, was auch zur Kultur gehört. Es muss nicht immer nur Knödel und Schweinebraten sein. Aber umgekehrt, nur die Ebene von McDonald's ist auch wahrscheinlich nicht richtig.

Herr Prof. Dr. Vogt:

Das ist ja gerade die Chance, um auf die Region zurückzukommen, dass wir die Zugriffsmöglichkeiten haben, also nicht bloß, sich entweder zu entscheiden, hier ins Theater Görlitz zu gehen, sondern mit dem Bus nach Lieberec zu fahren, um auch die unterschiedliche Ästhetik in unterschiedlicher Sicht zu sehen.

Ich kann bei mir im Autoradio Sender programmieren, und da ist zum Beispiel bei mir programmiert bei einem Knopf das zweite polnische Programm von Radio Breslau, das eine sehr gute Musikauswahl hat. Sie ist normalerweise etwas emphatisch, etwas breiter. Also, man erkennt in der Auswahl sofort, das ist ein polnischer Sender. Ein anderes Beispiel ist der tschechische Klassiksender. Es ist unglaublich genau gespielt, unglaublich feurig und, egal wie, aber man spürt einfach ein Feuer dabei. Ab und zu muss ich noch Mitteldeutschen Rundfunk hören, und dort, was sich gerade auf Figaro umbenannt hat; da kann man im Prinzip, was die Musikqualität angeht, was die Auswahl dort angeht im Vergleich zu dem polnischen und dem tschechischen Sender, eigentlich nur zumachen. Insofern ist es für mich eine riesige Chance, dort zu sein.

Eine Bemerkung zu Ihnen, weil Sie von Dresden sprechen. Den Gästen, die ja von weit her kommen, würde ich sagen, dass dieses Problem zu wesentlichen Teilen ein hausgemachtes Problem der Dresdner Theater ist. Das Staatsschauspiel, das große Haus, restauriert mit viel Geld, wird teilweise nur zu 20 % genutzt. Und das nicht einmal, sondern teilweise über Jahre, so dass man an ein, zwei Tagen pro Woche von einer Auslastung sprechen kann, und dann eben noch zu Weihnachten, bei Märchen, wenn die ganzen Kinder hineinkommen. Das ist kein Problem, das einfach ist, sondern ein Problem, das sich über Jahre hinweg transportiert.

Also es sind schon noch Fragen, die Theatermacher sich stellen sollten. Wenn wir aus einer Zuschauerperspektive gehört haben von Herrn Bialek, aus seiner Sicht, was gibt's denn für Probleme, denn er sieht einfach die Schlangen, wenn er selbst einmal eine gute Aufführung haben will, es handelt sich um den Stellenwert, den das im Theater hat. In Polen ist es eben so, das hängt durchaus auch mit der Qualität von Sprechen zusammen. Gehen Sie dagegen nach Dresden ins Staatsschauspiel mit ihren Ohren und bilden sich ein Urteil über die Qualität des Sprechens. Sie werden wissen, warum viele Dresdner dort nicht mehr hineingehen. Umgekehrt gehen wir oft in das Theater in Breslau oder in Prag, wenn ich dort bin, auch ohne, dass man alles verstehen kann. Es ist einfach eine Freude, dieses Sprechen zu hören. Da werden noch Traditionen weitergeführt, gepflegt, an denen das deutsche Theaterwesen krankt. Also nicht nur strukturelle Gründe gibt es, sondern schon auch theater-ästhetische Gründe spielen hier mitunter eine Rolle.

Eine Wortmeldung aus dem Publikum:

Diese Misere nur dem Theater zuzuschreiben, das scheint mir zu einseitig zu sein. Ich war gestern in Freiberg im Theater, da läuft eine Unterschriftenaktion zur Realisierung des Kulturraumgesetzes. Da gibt es wohl ein Interview mit dem Ministerpräsidenten im Sächsischen, dass der sächsische Staat überhaupt nicht daran denkt, sich an diese Vereinbarung zu halten. Das war ja dieses Finanzierungsmodell, dass die kommunalen Theatergesellschaften in Kombination mit der Landesregierung und den Landkreisen die Finanzierung der Theater herstellen sollten. Das scheint in Freiberg sehr schwierig zu sein, und das hat wirklich nichts damit zu tun, ob die Schauspieler in Freiberg perfektes Hochdeutsch sprechen oder nicht. Da will ich schon, dass es hier in Sachsen auch um das Kulturpolitische geht. Es wäre sehr schön, Herr Wieler, wenn auch Sie mal darüber erzählen würden, wie es denn mit ihrem Theater in Görlitz, mit Zwickau und Zittau ist. Ist das alles so rosig, wie das gemalt wird?

Herr Dr. Wieler:

Ja, wir machen das gerade, deswegen ist es rosig. (Lachen). Nein, aber ich denke, beides stimmt nicht so ganz. Ich würde mich schon, des Kollegen wegen, ein wenig dagegen wehren, dass es ein hausgemachtes Problem der Theater ist. Ich denke, natürlich ist immer die Programmpolitik ein Punkt. Aber was wir in Dresden haben, das ist im Wesentlichen nicht das Problem der Theater. Denn wir sehen ja generell in Deutschland, wir haben keine Theaterkrise, auch wenn hier und da die eine oder andere Aufführung weniger besucht ist. Die Besucherzahlen sind so hoch wie noch nie; das ist ja nicht eine Theaterkrise, aber eine Finanzierungskrise. Und ich denke, wir müssen uns das überhaupt nicht einreden lassen, man muss es so benennen, wie es ist, und ich meine, ich schiebe jetzt dem Staat oder der Kommune und wem auch immer es jetzt nicht zu, dass es diese Finanzierungskrise gibt. Es ist ja viel zu komplex, um irgendjemand für schuldig zu erklären für diese Finanzierungskrise, die wir jetzt haben. Aber es ist keine Theaterkrise.

Und das mit dem Kulturraumgesetz, also zunächst einmal: Das Land muss sich daran halten. Das ist ein Gesetz, es ist Gesetz bis einschließlich 2007. Allerdings ist der westfälische Stadtkämmerer, der erst seit kurzem unser Ministerpräsident ist, tatsächlich in dem Punkt relativ unbelehrbar; denn er hat sich schon zu seiner Zeit als Finanzminister mit Händen und Füßen gegen dieses Kulturraumgesetz gewehrt, und er versucht jetzt alles, um das auch in irgendeiner Weise zu Fall zu bringen. Ich freue mich sehr darüber, dass der Landtag sich bisher übereinstimmend dagegen gewehrt hat und sich dem widersetzt hat, und wir hoffen auch, dass es weiterhin so ist. Denn ich muss sagen, solange es dieses Kulturraumgesetz gibt, denke ich, muss man in der Substanz sagen, ist sächsische Kulturpolitik zumindest von Landesseite noch nicht gescheitert.

Denn wir müssen ja auch andererseits sagen, es gibt kein anderes Bundesland, wo es in dieser vergleichbaren Weise gelungen ist, eine solidarische Pflichtfinanzierung für Kultureinrichtungen in den Städten zu finden. In der Regel ist es so, dass die Städte sich dumm und dusselig bezahlen und arm werden, während der Speckgürtel sich gut daran freut. Das gibt's in dieser Weise eben in Sachsen nicht, ansonsten wäre ein Theater wie dieses hier überhaupt nicht zu halten. Bei uns ist es beispielsweise so, wir haben einen Etat, der etwa bei 9 Millionen liegt, und wir haben einen Zuschuss der Stadt, der bei 2,5 Millionen Euro liegt, und vom Kulturraum bekommen

wir 5,3 Millionen. Davon ist ein Teil vom Land, und der andere Teil ist von den umgebenden Landkreisen und kreisfreien Städten, die wir zum Teil bespielen, allerdings nicht in dem Maße, das muss man ganz klar sagen, wie wir Mittel erhalten. Also, wir spielen zu 70 % hier in Görlitz, zu 30 % in Zittau und in Bautzen.

Ja, ich denke, dass das, was wir momentan machen, sinnvoll ist, weil wir die Möglichkeit haben, uns auf ein Produktionsspektrum, bei uns ist es das Musiktheater, zu konzentrieren. Wir haben nicht ausreichend Prohebühnen, um parallel Schauspiel und Musiktheater zu proben und dann die Produktion auszutauschen. Das ist sinnvoll, ja, weil auch einfach das Publikumsspektrum, was wir haben in einer Stadt mit hier auf deutscher Seite 60.000 Einwohnern, natürlich nicht ausreichend ist, um eine Produktion 30 Mal zu spielen. Das gelingt bei sehr erfolgreichen Produktionen über zwei, drei Spielzeiten, aber dann hat sie ja fast die ganze Stadt gesehen. Nein, ich denke, dieser Austausch, den wir fabrizieren, ist sehr sinnvoll.

Allerdings sind wir in einem, ja, historischen Prozess. Über 100 Jahre früher hatte jedes Theater hier in der Region ein Vierspartenangebot. Heute gibt's überall nur noch eins. Wir sind da etwas besser dran. Wir können sagen, wir haben Ballett, wir haben Musiktheater, wir haben Konzert. Die anderen haben nur noch Schauspiel. Aber alles weitere wäre tatsächlich eine Reduzierung, die die Theaterlandschaft wesentlich verringern würde. Ich muss sagen, dass das Kulturraumgesetz vor allen Dingen eines gebracht hat: Es hat die Kommunen an einen Tisch gebracht. Man war gezwungen, über Kultur und Kultureinrichtungen zu reden. Das hat auch dazu geführt, dass beispielsweise Landräte, die kein Theater haben und die es bis dato nicht für nötig befunden hatten, sich hier mit ins Boot zu setzen, sich mit unserem Haus beispielsweise identifiziert haben und sogar darüber nachdenken, ob sie sich an uns beteiligen. Also, ich denke, dass das Kulturraumgesetz eine Erfolgsgeschichte ist, die allerdings torpediert wird. Da muss ich recht geben.

Herr Fischer:

Können Sie dazu etwas sagen hinsichtlich der Dauerhaftigkeit dieses Kulturraumgesetzes? Ich weiß nicht, ob jeder von Ihnen überhaupt weiß, was er sich darunter vorzustellen hat. Vielleicht, dass man in zwei, drei Sätzen nochmal den Inhalt dieses Gesetzes versucht darzulegen

Herr Prof. Dr. Vogt:

Sehr gerne. Vielleicht etwas noch zu der Bemerkung von eben. Ich habe vom Staatstheater Dresden gesprochen, weil ein unmittelbar vom Freistaat Sachsen und der Staatsregierung finanziertes Theater natürlich die andere Aufgabe hat als ein Theater, das mit der Fläche arbeitet, ein Regionalthater. Beim Kulturraumgesetz geht es um Kommunen. Und das Theater in Freiberg, was Sie genannt haben, ist ein extrem gutes Beispiel dafür, dass hier eine gesellschaftspolitische Aufgabe seit Jahren wahrgenommen wird. Die fördern systematisch jeden Herbst Aufführungen von Schülern, prämiieren die beste, begleiten sie. Es gibt einen wichtigen Schülertheaterwettbewerb auf der Bühne dieses Theaters in Freiberg. Bis hoch ins Erzgebirge geht die Wirksamkeit, und das muss man diesem Theater Freiberg hoch anrechnen. Wenn wir heute uns um 15.00 Uhr nicht hier versammelt hätten sondern im Kleinen Haus, dem Apollo, dann würden wir heute einen Literaturnachmittag für Kinder sehen können.

Also, Theater in der Provinz geht genau diesen Aufgaben nach, und das war auch meine stärkste Motivation, mich damals einzusetzen für die Theater in der Fläche, eben für die kommunalen Theater, und zwar über das Kulturraumgesetz. Das Prinzip ist ganz einfach. Stellen Sie sich vor, wir seien jetzt alle drei kleine Dörfer und hätten ein Problem mit der Abwasserversorgung. Niemand von uns ist groß genug, um sich eine Abwasserversorgungsanstalt selber zu leisten. Also schließen wir uns zusammen. Das nennt man einen Zweckverband und bezahlt eben gemeinsam. Das gibt's für den Müll, für das Wasser, für das Abwasser usw., für alle Infrastruktursachen.

Nur hat bislang noch niemand daran gedacht, dass man das auch für die Kultur machen könnte. Wenn wir drei uns zusammenschließen und finanzieren das eine Theater von Herrn Wieler und

der müsste für uns alle drei spielen, dann ist die Sache kein Problem mehr. Also haben wir Sachsen eingeteilt, haben überall geguckt, wo sind die wichtigsten Theater, Zettel genommen, Kreis drum, Landkreise zusammengefasst, meistens drei oder vier. Wir haben gesagt: Ihr Landräte, ihr müsst jetzt hier gemeinsam finanzieren nach dem Motto, Rechtsträger 1/3, das Umland, die Landkreise 1/3, und dann kommt der Freistaat mit dem restlichen Drittel obendrauf, und natürlich muss der Intendant noch seine 10 % selber verdienen. Das ist kein Hexenberg, das ist das Kulturraumgesetz, besteht also aus neun ländlichen Kulturräumen, also immer ein Theater, drei Landkreise ist ein Kulturraum, neunmal, und natürlich die drei großen Städte, die wir im Huckepackverfahren da mitgeführt haben.

Nun kommt's zu einer großen Diskussion, und zwar, am kommenden Montag kommt der Bundestag nach Dresden und will von mir wissen, die Enquetekommission Kultur in Deutschland, wie sieht's aus mit der Zukunft des Kulturraumgesetzes? Da werde ich Herrn Milbradt die Rechnung präsentieren. Was ist eigentlich das Kulturraumgesetz? Das sieht folgendermaßen aus. 12 % finanziert der Landtag, also der Freistaat direkt von den Gesamtkosten nicht bloß der Theater, sondern auch der kommunalen Museen usw., 8 % finanziert die Gemeinschaft aller sächsischen Kommunen als sogenannten Vorwegabzug, d.h. von allem Geld, das die Kommunen in Sachsen von staatlichen Stellen erhalten, geben sie freiwillig 1 % vorweg ab, so eine Art von Theaterpfennig, für das Kulturraumgesetz: 8 % des Gesamthaushaltes. Dann legt eben die Solidargemeinschaft der Region, der Kulturraum, zusammen, und der Rechtsträger und die Sitzgemeinde, ob sie nun Rechtsträger ist oder nicht, muss auch mitfinanzieren, und diese Solidaraktion der Region erbringt noch einmal 66 %. Ganz am Ende gibt's noch mal 10, 15 % Eigeneinnahmen.

Was würde nun passieren, wenn Herr Milbradt sich durchsetzt, und er schafft das Kulturraumgesetz ab. Das kann ich Ihnen genau sagen. Leipzig wird den Aufstand machen, keine Olympiastadtbewerbung ohne Gewandhaus, ohne Leipziger Oper; Chemnitz wird sagen, keine VW-Ansiedlung, Sie wissen schon, ohne unsere Städtischen Bühnen. Die beiden Städte allein bekommen im Moment aus der Solidaranstrengung aller sächsischen Kommunen genauso viel Geld, wie sonst der Freistaat Sachsen nach Abschaffung des Kulturraum-Gesetzes, hypothetisch nach 2007, würde zahlen müssen, nur für diese beiden Städte. Und im Moment, weil wir alles so kompliziert geschachtelt haben, mit diesen ganzen vielen Solidarkreisläufen, kommen wir insgesamt zum Ergebnis, wir haben in Görlitz ein Theater, in Freiberg ein Theater, in Plauen usw., überall, wo Sie hinschauen, Museen, Orchester und Theater, was letztlich dem Freistaat Sachsen nur 12 % kostet; also insgesamt, Achtung, kostet die Finanzierung der kommunalen Kultur den Freistaat Sachsen soviel wie seine eine Semper-Oper in Dresden. Das ist die finanzielle Wahrheit. Und wenn man das System zerrüttet, dann wird es teuer, und zwar richtig teuer. Insofern können wir das nicht empfehlen.

Herr Fischer:

Nun kann man natürlich die Frage nachschieben, wir sind ja dumme Laien: Wieso wird es dann teurer, wenn ich etwas abschaffe?

Herr Prof. Dr. Vogt:

Das hängt mit der Konstruktion des Kulturraumgesetzes zusammen. Also, ich habe damals immer gesagt, ich bin ganz dumm, ich brauche die Hilfe von den Leuten im Finanzministerium und vom Städtetag. Ich habe mich beraten lassen, und am Ende, nach der Version Nummer 18, da habe ich das Gesetz dann hineingegeben in den Landtag. Und da war das eben so kompliziert geworden, also so einfach, wie ich es ihnen erklären kann, aber praktisch so kompliziert, dass eben dann die Abschaffung genau diese Konsequenzen hätte. Aber das werden wir erst jetzt beraten. Wenn z. B. dieses Theater hier schließen würde, das kann man ja ohne Schwierigkeiten verraten, dann wird es sehr teuer für die Stadt, weil dann die Stadt das Personal zurücknehmen muss, laut Überleitungsvertrag. Es sind also überall Sachen eingebaut, um zu verhindern, dass Kommunen oder Staat sich aus der Kulturfinanzierung zurückziehen. Das ist die sächsische

Sondersituation. Das ist eben das, wo die anderen Länder im Osten Deutschlands nicht genau genug reagiert haben. Also, wir sind sehr gespannt auf den Kampf.

Wir hatten die Staatsregierung eingeladen hier ins Haus, für den 28. August, drei Wochen vor der Landtagswahl, für die große Podiumsdiskussion, ein wunderschönes Programm gemacht, denn drei Wochen vor der Landtagswahl wollten wir natürlich diskutieren: Geht's weiter? Was ist passiert? Das Ministerium des Hochmögenden hat unser Programm studiert, findet das Programm gut, hat die Eingeladenen studiert, findet die Eingeladenen gut, findet auch den 28. gut, nur halt leider nicht in Görlitz oder in Annaberg und nicht am 28. August, sondern am 28. Juni, auch mit unserem Konzept, mit unseren Leuten, wird das realisiert, um diese Diskussion zu vermeiden. Also werden wir im nächsten Jahr hier im Haus bei Herrn Wieler die Diskussion neu ansetzen, wie es mit der Verlängerung steht. Wir wollen, das wollte ich damit darstellen, uns hier in Görlitz nicht ins Bockshorn jagen lassen von einer selbsternannten Metropole, die nach Abschaffung der DDR einen Mikrozentralismus ausübt allerschlimmster kulturfeindlichster Sorte. Wenn bei solcher Überlegung, wie sie Herr Wieler gerade zitiert hatte, oder einem Brief an mich von Herrn Milbradt, „Görlitz ist gut aufgestellt“, wörtliches Zitat, da kann man angesichts der Arbeitslosen von 24 % usw. wirklich nur lachen.

Wir sollten uns dem Mikrozentralismus nicht beugen, wir haben nur eine Chance, und dem dient natürlich auch diese Diskussion hier. Wir brauchen die Freunde in Breslau, wir brauchen die Freunde in Prag, um mit dieser Alt-Neu-Identität uns zu wappnen, um mitzuschwimmen in einer neu sich formierenden Region mit europäischem Zuschnitt. Das ist unsere Chance. (Applaus)

Herr Fischer:

Herr Dr. Wieler sagte schon, ein schönes Schlusswort. Wir haben noch ein bisschen, und ich würde das eine nicht lassen wollen, ohne das andere zu tun. Fragen aus dem Publikum sollten sicherlich jetzt nicht abgewürgt werden, und dann würde ich gerne den beiden Herren, die von so weit angereist sind, das Schlusswort überlassen. Dann würde ich Ihnen einfach das Thema, zu dem Sie, im Zusammenhang mit unserer Fragestellung natürlich, Stellung nehmen wollen, frei überlassen und Sie das sagen lassen, was sie uns noch mit auf den Weg geben wollen.

Herr Dr. Köbele:

Herr Dr. Wieler, wenn Sie ja hier ihr Theater nicht öfter stark anbieten für den östlichen Teil Ihrer Stadt, wann erwarten Sie denn auch aus dem Fall Geld?

Herr Dr. Wieler: Ja, gute Frage. So bald wie möglich.

Herr Prof. Dr. Vogt: Gute Antwort.

Herr Dr. Wieler:

Das Gespräch geht schon seit drei Jahren. Und es ist nicht einfach. Aber es gibt ja zwei Möglichkeiten, Geld zu bekommen. Das eine ist das Geld, das man eben unmittelbar als Unterstützung bekommt als Gesellschaft, als GmbH oder als Förderung. Das andere ist schlichtweg das Geld, das mir die polnischen Besucher ins Haus bringen. Und unser Haus ist gut besucht, aber auch nicht immer ausgelastet, d. h. wir haben noch freie Kapazitäten, wo wir einfach auch Geld verdienen können. Das eine haben wir selbst in der Hand, und das beginnt sich ganz gut zu entwickeln. Aber natürlich ist es so, dass wir uns wünschen, dass die polnische Seite mitfinanziert. Aber auch daran muss man sich erst gewöhnen, dass man sagt: Okay, das ist das Theater in dieser Stadt, und daran haben wir ein gemeinsames Interesse. Es gibt in dieser Stadt eine andere Stellvertreterdiskussion um ein Schwimmbad, seit vielen Jahren. Es gibt auf der polnischen Seite ein hervorragendes Schwimmbad. Ob das jetzt ausreicht oder nicht ausreicht für die Gesamtstadt, will ich gar nicht beantworten, darüber kann man sicherlich geteilter Meinung sein. Aber da wird auch auf der deutschen Seite gesagt: Das ist auf der polnischen Seite. Und das ist dasselbe. Es muss sich mental nicht nur bei Menschen etwas bewegen, die das nutzen, die es ganz viel schneller nutzen, als es politisch wahrgenommen wird. Ich denke, es finden zwar schon

seit vielen Jahren, seit 1990, Gespräche auf politischer Ebene statt, aber eigentlich ist meine Erfahrung vor Ort, dass die Bürger viel schneller etwas bewegen als die Politik.

Herr Fischer: Danke.

Herr Horáček:

Wir haben, glaube ich, jetzt über die Diskussion hinweg die zwei Ebenen immer wieder berührt, und das ist die eine Ebene: Menschen, Gesellschaften, das Volk, Macht und Theater. Braucht es auch. Aber es gibt andererseits nicht genug Finanzen. Wir haben in Tschechien jetzt neuerdings einen Präsidenten, nach dem weltberühmten Schriftsteller und Dramatiker Václav Havel, der heißt Václav Klaus, und der hat zu der Zeit, als er Ministerpräsident war und Prediger der Marktwirtschaft, ohne Adjektive, manche Sachen fast lächerlich gemacht und gemeint, die unsichtbare Hand des Marktes regelt alles. Wir haben inzwischen festgestellt, bestimmte Bereiche des sozialen Lebens, auch des ökologischen, aber auch des kulturellen, lassen sich nicht von der unsichtbaren Hand des Marktes regeln. Da muss die Gesellschaft, müssen die Menschen, daran müssen wir aktiv teilnehmen, um dies mit zu regeln. (Beifall) Danke.

Herr Dr. Bialek:

Ich möchte mein Schlusswort auf die Problematik der Identitätszugehörigkeit richten. Jahrzehntlang hat man in dem nach dem Zweiten Weltkrieg polnisch gewordenen Niederschlesien die deutsche Vergangenheit tabuisiert, und man hat auch was anderes verschwiegen, nämlich den tschechischen Anteil an der Entwicklung dieser Region. Es macht sich eine Tendenz bemerkbar, die ich gerne ansprechen möchte. Viele junge Intellektuelle berufen sich in ihren künstlerischen bzw. wissenschaftlichen Texten und Bühnentexten nicht nur auf die deutsche, preußische, auf die habsburgische, sondern auch auf die tschechische Vergangenheit. Ich will hier Herrn Horáček nicht schmeicheln, aber in diesem Buch, Tschechische Gelehrtenrepublik, gibt's viele Beispiele dafür, dass die Tschechen wirklich Wichtiges zur Entwicklung Niederschlesiens beigesteuert haben. Ich möchte Ihnen das Buch schenken. (Applaus)

Viele junge Dramatiker setzen sich mit den großen deutschen Werken auseinander. Ich möchte hier zwei Namen nennen, einen jungen Dramatiker, Vertreter der aus heutiger Sicht bereits mittleren Generation, vielleicht berühmt durch seine Prosatexte, aber auch durch seine Dramen deutscher Themen oder deutsch-polnischer Themen. Ein ganz wichtiges Stück, das erfolgreich aufgeführt wurde auf mehreren Bühnen, „Hauptmann“, die letzten Tage aus dem Leben des großen Dichters werden zum Gegenstand der Darstellung. Und der zweite Name, den ich hier nennen möchte, ist ein junger Liegnitzer Intellektueller, Herbert Weinstin. Anlässlich des 160-jährigen Bestehens des Liegnitzer Stadttheaters hat er ein Stück verfasst, in dem Vertreter aller Nationen auftreten, die sich in der Geschichte dieser Stadt kenntlich gemacht haben, also Deutsche, Polen, Russen, Zigeuner. In dieser Hinsicht gibt es eine ganz wichtige Tendenz in der polnischen Dramatik der Gegenwart, nämlich, man beruft sich auf das, was die anderen Nationen auf diesem Gebiet in der schlesischen Region alles geleistet haben. Ich bedanke mich.

Herr Fischer:

Ich kann mich Ihren letzten zwei Worten nur anschließen. Auch ich bedanke mich für diese zwei Stunden angeregter Diskussion mit Ihnen und hoffe, dass Sie vielleicht auch etwas von dem Austausch der Argumente mit nach Hause nehmen können, genau so, wie Sie im Publikum. Für mich war es eine sehr interessante und erhellende Diskussion. Ich habe sehr Vieles dazugelernt. Danke schön.

B. Krumrey
1.05. 2005